

"Je kürzer desto lieber!" : eine fröhliche Weihnachtsgeschichte aus einer glücklicheren und nahrhafteren Zeit

Autor(en): **Birnstiel, J.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **208 (1929)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Je kürzer desto lieber!“

Eine fröhliche Weihnachtsgeschichte aus einer glücklicheren und nahrhafteren Zeit. Erzählt von J. G. Birnstiel.

Im Landstädtchen Kurzenbach war ein Bürgerheim. Früher sagte man Armenhaus. Das war aber ein häßliches Wort. In diesem Heim war es nicht immer heimelig. Natürlich! Wo so viel Menschenleid beieinander auf einem Haufen liegt, wo jeder es seinen eigenen Kopf hat — und was für einen Kopf mitunter! — und wo mancher möglichst weit seine Ellbogen ausstrecken will, ohne auf irgend einen Nebenmann zu achten.

Doch des Jahres mindestens einmal sollte auch in diesem Hause alles auf einen heiteren Ton gestimmt sein. Nämlich am Weihnachtsabend. Da gab es jeweils eine Feier, bei welcher der Herr Dekan eine Ansprache hielt und zu der auch viele Leute aus dem Städtchen als Teilnehmer kamen. Nicht aus Neugier. Gott bewahre! Aus purer achtzehnarätiger Nächstenliebe.

Weil des Lebens ungetriebte Freude ein wunderbares Ding auf Erden ist, so fiel aber leider doch dann und wann ein kleiner Schatten sogar auf diese Feier. Die Hauptsache beim Fest war jeweils der Moment, wo die Tür aufging und die Anstaltsmutter eine mächtige Platte voll Würste, die von mehr als gewöhnlicher Lebensgröße waren, herintrug. Diesen großen Moment erwarteten stets am Weihnachtsabend die Bürger des Heims so sehr, daß ihnen die lange Rede des Herrn Dekan fast wie eine Mauer vorkam, die zuerst noch mühsam zu übersteigen war, bevor man ins eigentliche Heiligtum der Freude kam.

Es ist daher recht begreiflich, daß die gute Anstaltsmutter, die in der Küche zwischen siedenden und brodelnden Pfannen stand, und die Ungeduld ihrer lieben alten Rindlein kannte, fast Blut schwitzte, wenn der Befehl zum Auftragen des Essens gar lange auf sich warten ließ.

Und der Herr Dekan war eigentlich ein bißchen mit dran schuld, daß ihn einmal, bevor er zu reden anfing, die alte Heimlerin Elisabeth an beiden Rockschößen nahm und ihn inbrünstig anflehte: „Gellid Herr Dekan, Ihr machets e chli chorz, so chömet mir au bald zor Woorscht!“

Weil nun der gute Herr Dekan schon hoch in Jahren stand und um Weihnachten herum etwelche Entlastung nötig hatte, so ließ er einen Vikar aus der Stadt kommen. Der war noch sehr jung und daneben unheimlich gescheidt, was er übrigens selber am besten wußte. Dem übertrug der alte Herr nun die Aufgabe, die Ansprache im Bürgerheim zu halten.

Und der Herr Vikar freute sich königlich; denn er dachte: „In einem solchen Ort ist's gut und leicht zu predigen; denn die geplagten Männlein und Weiblein, die diese erbärmliche Welt satt haben, die werden einen solchen Hunger nach geistlicher Speise in sich spüren, daß sie von meiner Verkündigung kaum genug bekommen können. „Predige uns nur so lange

du kannst“, werden sie im Stillen zu sich sagen, „je länger desto lieber“. Ja, wahrhaftig, da darf man sich im Reden schon ein wenig gehen lassen und kann aus dem Vollen schöpfen. hm, ja — natürlich!“

So kalkulierte der junge Mann und war umso erzürnter, als tags zuvor bei einer Besprechung im Heim, der Anstaltsvater, den sie im ganzen Hause nur „dä Vatter“ nannten, ihm bemerkte: „Machet Sie's denn no chorz, Herr Pfarrer — je chörzer, desto lieber!“

„Femineeh — so ein Mensch!“ dachte der Kandidat, und spielte ein Weilchen die beleidigte Leberwurst. „Der Mensch mag ja ganz tüchtig sein, wenn es gilt den Garten umzustecken, die Wiese zu misten, die Haushaltungsrechnung zu machen oder einen Querkopf Mores zu lehren, ein ganz patentter Kerl mag er in seinem Fache sein, aber von geistlichen Dingen wird er wohl — pardon — so viel verstehen, wie eine Kuh von einer Musiktauß!“

Jetzt war der festliche Abend da. An einem langen, schon gedeckten Tische saßen die Heimler, an der obern Tischhälfte die Männer, und an der untern die Frauen. In der Mitte des Saales stand ein kleines Podium mit einem Püßlein für den Redner. In der noch übrigen Hälfte des Raumes klebten aneinander, wie die stillen Bewohner einer Häringsschachtel, die Besucher aus dem Städtchen.

Draußen in der Küche pfurzte hochroten Kopfes die Anstaltsmutter hin und her. Ein Geruch von Sauerkraut, von „Schwbnigen“ und von Schültingen erfüllte alles. Die Mutter aber machte Augen, als drohe sie mit den schwersten Höllestrafen jedem, der sich erdreiste, unnützermaßen in die Küche zu kommen oder die Tür derselben nicht schnell zu schließen. „Das fehlte bigost“, brummte sie vor sich hin, „daß denen, die sich sonst fast nicht bändigen können vor hungriger Ungeduld, der Wurstgeruch noch extra wie mit Feuerkübeln und auf Leitern in die geblähten Nasenlöcher getragen werde!“

Als die Feier begann, stellte sich der „Vatter“ mit seinem breiten Rücken gegen die Tür, um niemand mehr herein zu lassen, keinen Menschen und nicht den Schatten eines Ruchenduftes.

Mit gehobener Stimme fing der Herr Vikar an und gab zu verstehen, daß er vorhabe, zunächst von der Weihnachtsfreude zu reden, dann vom F r i e d e n auf Erden und zuletzt von der L i e b e.

Recht schön war, wie er von den singenden Engeln, den fröhlichen Hirten und den glücklichen Königen aus dem Morgenland erzählte, und dann so warm vom Recht aller Menschen, besonders auch der Armen, an der allgemeinen Weihnachtsfreude. Fatal war aber, daß die alte „Urschel“, als just der Kandidat am besten dran war, auf einmal den Kopf auf den Tisch legte und zu heulen anfing, als ob sie der Caro wäre, der doch mäuschenstill am Ofen saß. Dieses Manöver machte sie nämlich jedes Jahr beim

Weihnachtsfest. Die einen sagten, sie heule gewöhnlich dann, wenn es ihr um und um am wohlsten sei. Andere meinten, sie tue es aus Meisterlosigkeit, und die dritten waren der Ansicht, es geschehe aus lauter Täubni, weil sie am gedeckten Tische sitzend und wartend einem Hündlein gleiche, dem man eine Wurst vorhalte, nach der es doch nicht schnappen dürfe.

Item — es war einfach eine peinliche Sache, daß mitten in die Verblindung der Freude gerade dieses Heulen kam. Aber der Herr Vikar dachte wohl als guter Philosoph, es sei in der Welt nun einmal so, daß Schmerzensstöne in alle Freude fahren, und dann Schmeichelte es ihm doch auch ein wenig, daß sein Wort von so mächtiger Wirkung auf eine arme Seele war! Er ließ sich also im Ausmalen der Freude erst recht gehen und machte sich nichts daraus, daß der vierzigjährige Friedli, der bis in sein Alter ein Rindskopf geblieben war, immer mit seiner Uhr spielte, die er sich durch fleißiges Mist-sammeln auf der Straße erworben hatte, und daß der alte Kowler, der mitunter fürchterliche „Zörne“ hatte, jetzt die Friedlichkeit selber war, und gähnte, wie in Daniels Löwengrube einer jener Leuen, die wohl das Maul aufsperrten, aber niemand verschlucken durften.

Der gelehrte Herr Kandidat schwebte in höheren Sphären und wurde dieser jämmerlichen Welt erst wieder gewahr, als er schon vom Frieden auf Erden sprach und ein eigentümlich grollendes Anrurren in seiner Nähe hörte. Außen an der Tür kratzte nämlich beständig das Hündchen eines unter den Zuschauern weilenden Festbesuchers, was der alte, am Ofen liegende Anstaltshund so entsetzlich unpassend fand, daß er vorläufig mit verstecktem Brummen protestierte. Auf einmal aber legte draußen das hitzige Röcheln los, und der Caro dachte: „Mag der Herr da oben noch so rührend schön vom Frieden reden, es kann kein Mensch im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!“ Mit einem einzigen, aus tiefstem Baß herausgeholtten „Wau!“ gebot er Schweigen. Das Röcheln aber replizierte mit überschnappendem, giftigem Weiberstimmlin ein zwanzigfüßiges „Wüwüwüwü — wü!“

Der Herr Vikar hielt sich krampfhaft am Büttlein fest, indes der Schweiß ihm auf der Stirne perlte. Zwar versagte seine Redemühle nicht, aber um die Weihe des Momentes war's geschehen, und gut war es nicht, daß eben jetzt ein vom Vater ausgesandter Ordnungswächter die Tür aufmachte, um das Beszgerlein an die Luft zu setzen. Nein — das war nicht gut; denn was nun da hereinkam vom Gang und der Küche her, das wirkte so auf Nerven, Speichelbrüsen und Gemüter der meisten, die am gedeckten Tisch saßen, daß ihnen das Still-sitzen und Aufpassen fast so schwer erschien, wie einem Appenzellermädchen das Ruhigbleiben mit den Füßen, wenn Geige und Hackbrett einen Walzer spielten.

Als allmählich die Stille wieder zur Herrschaft gekommen war und der Herr Vikar sich rüstete, den letzten und größten Teil seiner Ansprache noch zu einem feurigen Hymnus auf die Liebe zu gestalten,

da erfüllte sich leider, was so oft im Leben zutrifft, daß wenn das Mißgeschick einmal die Oberhand hat, überhaupt alles „wie verhäget ist“, und daß eine Widerwärtigkeit der andern ruft, ja, daß gewöhnlich das zweite Pech noch schlimmer ist als das erste und das dritte verflügelter als das zweite!

Allen Respekt vor dem Herrn Vikari! Er war gewiß ein recht seriöser Mann und meinte es seelengut. Und die Ruhigen und Ernstesten unter den Bürgerheimlern waren des besten Willens, ihm bis ans Ende tapfer „abzulösen“, aber, was konnten er und sie dafür, daß im dichten Haufen der Festbesucher plötzlich ein bleichsüchtiges Jüngferlein ein Gesicht bekam wie eine Gipswand, einknickte, und gleich einem vollen Mehlsack auf den Boden fiel, weil das lange Stehen, die Hitze und der Dunst im Raum ihr zu mächtig geworden waren?

Rasch sprang der Vater herzu, brachte die Ohnmächtige auf einen Stuhl und tat ein Fenster auf, daß frische Winterluft ihre Wunder tue. Jeder hatte nur noch Auge und Ohr für das wiederermachende Menschenkind — und so schwieg auch der Vikari.

Draußen im Gang aber hatte die Mutter ganz sachte das Ohr an die Tür gehalten und gelauscht, ob endlich die Feier da drinnen dem End' zuneige. Und, weil sie denn kein Tönlein mehr vernahm, und auch keine predigende Stimme mehr, so schloß sie, der Herr Kandidat werde richtig den Rank zum Amen gefunden haben. „Gott Lob und Dank — noch recht beizeiten!“

Und so geschah denn jetzt das Unerhörte: Mit einem Ruck flog die Tür des Saales auf, und herein kam, von den Händen der gütigen Mutter getragen, ein wandernder Berg von ellenlangen, dicken Würsten, hindendrein ein Mädchen mit einer Platte voll Sauerkraut, aus dem die saftigen Rippligucken, und dann nocheinmal eine gütige Fee mit einer bauchigen, von „Herböpfelsalat“ gefüllten Riesenschüssel!

Hei! Was fuhr jetzt für ein Leben in die Bürgerheimler! Keine Feder kann's beschreiben. Das Gemurmel der Pfingstjünger, die alle auf einmal in allen Sprachen geredet haben, mag ein Kinderpiel dagegen gewesen sein. Dazu kam das Klirren von Gläsern und Tellern, das Musizieren mit Löffeln, Gabeln und Messern, das Geräusch schmagender Lippen und schnalzender Zungen, ein Richern, Lachen und Schreien ohne Ende. Dazu das Stampfen und Schwagen der Festgäste, deren eine blieben, während die andern gingen.

Der Herr Vikar war einfach starr und schaute ins Getümmel mit Entsetzen. Wohl setzte er ein-übers anderemal noch an zum Reden und schnappte wie ein Hecht, der auf den Sand geraten ist. Doch, da war Hopfen und Malz verloren. Niemand sah und hörte mehr auf ihn. Auch Vater und Mutter gingen böllig in der Arbeit auf.

Da seufzte der Arme schwer, stieg von seinem Piedestal herab, machte einen Trokzopf und stellte sich an ein Fenster, sinnend, ob er nicht verduften, respektive auf französische Art sich empfehlen solle. Die frische Luft aber, die er auf einen Augenblick

hereinließ, gab ihm Ruhe und Vernunft zurück, und über allerlei Erwägungen kam ihm der Gedanke: „Dich trifft keine Schuld! Wäre das Essen zuerst gekommen, so stände alles anders. Solange eben der Magen knurrt, mag des besten Menschen Ohr nicht hören und wenn ein Engel vom Himmel käme! Wer weiß, ob nicht... wenn ich jetzt das Wort ergriffe...“

Wie er so spann und sann, da zupfte ihn ein Frauelei sanft am Aermel, und ein altes Stimmlein riß ihn aus seinen Träumen: „Chönd doch e chli zwenis, Herr Pfarrer — Ihr hendis jo prediget vo dr Freud! Se nun — bigost — so göhnd mit'm Bispiet bora und sind e chli loschtig!“

Der Vikar wußte nicht wie ihm geschah. Kaum gedacht drehte es ihn im Wirbel allgemeiner Freude. Die rote Breene, die eben ihren einzigen Zahn im Wein gebadet hatte, streckte ihm zum „Bscheidn“ das Glas entgegen. Die Urschel packte ihn bei den Händen, der böse Kohler, der sonst so oft seinen schrecklichen „Koller“ hatte, nickte ihm zu wie einer Braut, der Friedeli präsentierte ihm seine berühmte Uhr, die taubstumme Leene, die das ganze Jahr das Haus mit bellendem Husten erfüllte, lachte ganz überstellig aus böllig hustenloser Kehle, selbst der schwermütige Christian, der immer tiefsinnige Traumbücher las und das Weltende stets in nächster Nähe glaubte, war das reinste Sönnchen, und daneben glänzten und leuchteten, wie Sterne und Mönchchen die Gesichter so vieler stiller und vergrämter Greise und Matronen, die längst das Lachen verlernt zu haben schienen.

Ueberhaupt — rundum nichts als Friede und Freude! „Also ist mein Wort doch nicht umsonst gewesen“, dachte der Herr Vikar, „und wenn ich nun erst noch den Abschnitt von der Liebe...“

Noch hatte er den Satz nicht ganz zu Ende gedacht, so überraschte ihn ein allgemeines, aus tiefsten und höchsten Stimmen kommendes „Dooh“ und „Uuuh“ und „Aaah“. Der Christbaum, eben hereingebracht, erstrahlte in wunderbarer Pracht, und wer Augen hatte zu sehen, der sah, bewunderte, staunte, träumte von längst vergangener, schönerer Zeit. Nun war wirklich kein Wölklein mehr am

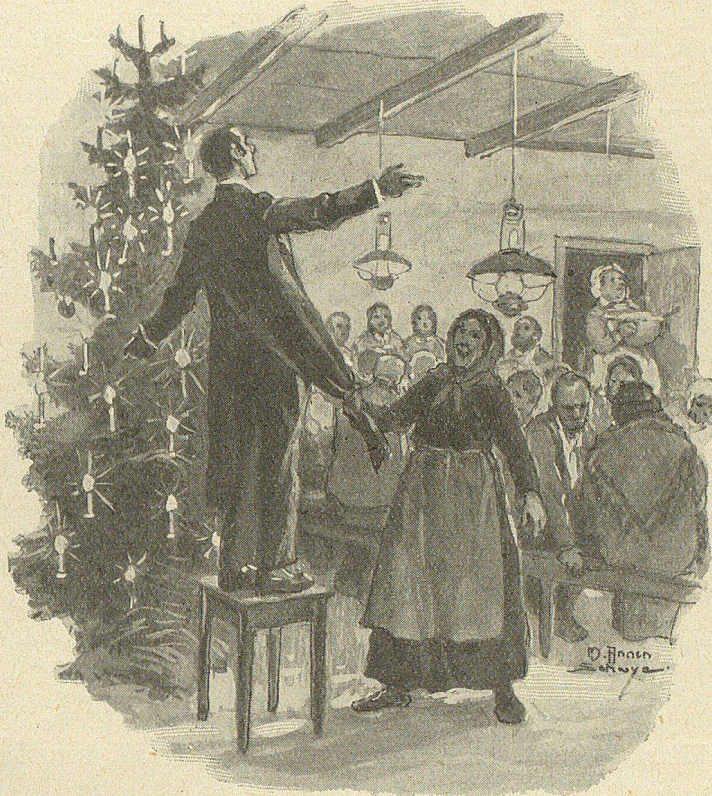
Himmel. Freude, Friede und Liebe waren leibhaftig da, ganz wie der Herr Kandidat sie hochgepriesen. Wahrhaftig — sie waren da und bedurften zu ihrem Lob und ihrem Leben keines Wortes mehr.

Der Herr Vikar war anderer Meinung. „Jetzt oder nie!“ dachte er und sann, wie er die versunkene Glocke, d. h. den unbekündeten dritten Teil seiner Predigt am Ende doch noch hebe. Er sah neben dem Christbaum einen hochbeinigen Stuhl, stieg empor, als sei es ihm um nichts zu tun als bloß die obersten, noch nicht brennenden Kerzen im Wipfel des Baumes anzuzünden.

Wie er aber so da stand und leuchtete, schön, gleich dem Propheten, bebort er im feurigen Wagen zum Himmel fuhr, da kam die Elisabeth, die dem Wein ein bißchen fleißig zugesprochen, eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem schönen Jüngling an. Und weil sie ja schon einmal die Ehrfurcht vor den Rockschößen eines geistlichen Herrn gewissenlos beiseite gelegt, so hängte sie sich jetzt an des Herrn Vikaris lange „Fälten“ und zog ihn mit zärtlichen Worten und mit zähen Händen von seinem Gestell hernieder.

Nun griff aber der schneidige Hausvater ein. Die Wellen der Lustigkeit gingen ihm zu hoch und drohten zu überborden. Auch lag ihm daran, die Würde des Herrn Vikars zu schützen.

„So — ihr Lüt!“ rief er und gab sich Mühe, in seine sonst so räre Stimme etwas Musik zu bringen. „Jetzt machet mir denn Jhrobed. Mir hend e prächtigz Festli gha, und danket am Herr Vikari und alle Gäste. Und dem Liäbgott, der is 's Johr dör g'segned ond b'hüetet het, danket mir am allermeiste. Hemmer alli Johr am Schluß vo dem Fest e Liedli gsunge, so kiemers denn au hüt! De Herr Vikar stimmt sicher för is a!“ So geschah's und binnen kurzem hallte durch den Raum das alte: „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen“. Der junge Herr sang mit seiner schönen Stimme für sieben, wie man so sagt, und die Augen der Heimler und besonders der Heimlerinnen hingen so an ihm, daß ihm ganz warm unterm Brusttuch wurde und er nun doch als ein Glücklicher seines Weges zog.



Am andern Morgen fand der Vater bei einem Gang durch den Saal auf dem Büttlein eine Menge loser Blätter, auf die der Kandidat seine Predigt geschrieben hatte. Er blätterte und las auch das Kapitel von der Liebe, und plauderte dann launig in seinen Bart: „Weiß Gott — da steckt was drin! Aus diesem Bäumlein wird ein Baum, nur muß ihm das Leben noch da und dort ein wildes Schoß abzwicken. Es hat uns auch gezwickt. Er soll's nicht besser haben!“

Die Weihnachtssonne schien durchs Fenster, und über den Vater, dem das lange Jahr so manchen Aerger brachte, kam als Geschenk des Himmels ein Humor, wie er ihn selten bei sich zu Gast haben konnte. Er rollte die vielen Blätter zusammen und band — weil Rot die Farbe der Liebe ist — ein rosarotes Bändelein drum. Dann schickte er einen gemüthlichen alten Heimler, der leider nur die Schwäche hatte, in Anwesenheit von Respektspersonen ein bißchen zu stottern, zum Vikar. Und der Bote richtete folgendes aus: „Dä B... Ba... Vater lössi grüeze und lössi n... n... nomol tanke för Guri B... Br... Predig... und sifisi shg denn grad rächt gsh i dr L... Lä... Längi! Er hegs jo gseit gha, je ch... ch... chörzer desto läber!“

Der gute Herr Vikar war anfangs ein wenig verblüfft, stutzte und sann, ob er in eine große Täubi kommen oder lachen solle. Und sieh da — er lachte; ja einen ganzen Schollen lachte er heraus; denn über Nacht hatte er seinem Erlebnis nachgedacht und war schon zur Hälfte klug geworden.

Er beschenkte den wackeren Boten und trug aus dem Weihnachtstfest eine Lehre heraus und mit ins Leben, die ihm wertvoller war als irgend ein strahlendes Festgeschenk.

Fürs erste, so sagte er sich: Gieb, wenn du je zu reden berufen bist, nur Gutes aus dir heraus, und wenn du zu armen und kummerbeschwerten

Menschen reden mußt, dann soll's das Beste, nein nur das Allerbeste sein!

Fürs andere: Was du mit wenig Worten sagen kannst, das ziehe nie in die Länge, und geh' immer tapfer und frisch auf die Hauptsache los, damit die Leute bald die Wurst bekommen. Der Doktor Luther hat halt doch nicht einfach in den Wind geschwätzt, als er sich selber die Mahnung gab: „Tritt fed auf, sperr 's Maul auf, hör' bald auf!“

Fürs dritte: Vergiß nie, daß bei armen Leuten der Weg durch den Magen zum Herzen geht. Wehre der leiblichen Not, bevor du die geistige in Angriff nimmst! Ein uraltes Sprichwort sagt zwar: „Ein voller Bauch studiert nicht gern“, aber man sollte auch hinzufügen: „Und ein hungriger Mensch der hört nicht gern“.

Und endlich: „Nimm's nicht zu schwer, wenn dir im Leben und selbst bei festlichen Angelegenheiten nicht alles wie am Schnürlein geht. Ein Tapferer steht, wenn das Schicksal ihm einmal den Schlitten verschlagen hat, rasch auf und geht zu Fuß! —

Nachdem der Herr Vikar sich selber diese Predigt gehalten hatte, kamen Freude, Friede und Liebe über ihn; denn diese kurze Predigt von heute war besser als die lange von gestern.

Wie's ihm in späteren Leben noch ergangen ist, das sei hier nicht erzählt. Nur so viel: Er ist ein leidlich guter Pfarrer geworden, die Leute hörten ihn gern; denn man rühmte ihm nach, er verstehe etwas von der großen Kunst mit wenig Worten viel zu sagen. Und habe er es mit armen Leuten zu tun, so handle er in der Regel und brauche fast keine Worte. Es sei grad als ob ihm's der liebe Gott einmal bei einer großen Angelegenheit mit feurigem Stempel in die Seele gebrannt habe: „Je chörzer desto läber!“

Rückblick auf eine große Tat.

Erinnerungsblätter der St. Gallischen Ausstellung 1927, von Jos. Bächtiger.

In der Schweiz waren die Nachwirkungen des Krieges fühlbarer und härter als der Krieg selber. Diese Tatsache bekam vor allen der Kanton St. Gallen zu fühlen; sonst wäre es nicht dazu gekommen, daß die Stadt St. Gallen im Jahre 1927 14,000 Einwohner weniger zählte als ein gutes Duzend Jahre zuvor.

Man mußte vor dem Wagemut der St. Galler zu Stadt und Land ehrlich Respekt haben, daß sie es wagten, ausgerechnet in dieser Zeit der Krise, der Depression und schwerlastender Arbeitslosigkeit eine große, doppelte Ausstellung, für Landwirtschaft einerseits und das Gewerbe und die Industrie andererseits, zu veranstalten.

Genau vor 20 Jahren war ebenfalls auf der Kreuzbleiche in St. Gallen die erste kantonale landwirtschaftliche Ausstellung durchgeführt worden. Sie hatte bei weitem nicht die Ausdehnung ihrer Nachfolgerin und dauerte nicht länger als eine Woche, war aber von einem sehr guten finanziellen Erfolg begleitet. Zum Vorneherein wußten die Veranstalter und Träger der zweiten Ausstellung, die kantonale landwirtschaftliche Gesellschaft und der kantonale Gewerbeverband, daß ihr Unternehmen mit ungleich schwereren Verhältnissen zu rechnen hatte, mit Schwierigkeiten und Kostensteigerungen, die den leitenden Köpfen manche schlaflose Nacht bereitet haben. Aber St. gallische Umsicht und Zähig-